Kramerius 5
Digitální knihovna

Podmínky využití

Knihovna poskytuje přístup k digitalizovaným dokumentům pouze pro nekomerční, vědecké, studijní účely a pouze pro osobní potřeby uživatelů. Část dokumentů digitální knihovny podléhá autorským právům. Využitím digitální knihovny a vygenerováním kopie části digitalizovaného dokumentu se uživatel zavazuje dodržovat tyto podmínky využití, které musí být součástí každé zhotovené kopie. Jakékoli další kopírování materiálu z digitální knihovny není možné bez případného písemného svolení knihovny.

Hlavní název: **Prager Presse**
Stránky: **I, II, II, III**

DICHTUNG und WELT

Nr. 10 — BEILAGE ZUR „PRAGER PRESSE“ — 1928

Neue tschechische Lyrik

Gedichte von František Halas

Blut der Kindheit

Verlorne Gegend im Schlaraffenland
wo Schlange Hausgeist in der Docke von Scheinerei schläft

gebt mir wieder

Verödet zum Maulaffen-Fang die Fallen
tückisch kommen rinnäugige Schatten
horch das Getrippel der Rumpelgeisterchen in Regenschwällen

Von den Kinderstunden der letzte Flaum abfliegt
bist irregegangen in den Jahren dein
und von ferne der Schutzengel bergruft betrübt

*

Zärtlichkeit

Warme Zittergeräusche das Nervengeflecht der Handflächen schaben
du enthüllst ihre Brüste und dir geschieht wie Aschenbrödel
mit diesen Täubinnen aus der Asche des Lebens beginnst du Korn zu klauben

Doch schlüpfrige Minuten flecken die Reinheit deiner Hingabe
du verfolgst ihre Spuren von zermalmtem Opal
Ihre Haut bebt ist bloße Membrane das Herz bedeckend

Vermoderst im Nu und erstickend unter dem Staub zerfallenen Leibes
durchläuft du ohn Aufenthalt ohn einzigen Schluck dein Leben
und ohne auf den dritten Hahnenkraht zu warten verleugnest du auch die so über dir weint

*

Gnade

Das Karzinom der Hoffnung vernichtet dein Gesicht
Leben plattgedrückte Wanze die Hunger spürt
diese Tröstung verliere nicht
Barmherzigkeit der Regenstürze Lehmhärte locker rührt

Aus erbrochenen Augen stehlend deine Kindheit dreimal rein
Glück das uns gegeben und bleibt jeder Frist
da Gefrucht des Mondes trocknet ein
und verstohlen deine Hoffnung überrumpelt ist

*

Asrael

Ihr werdet unsre Flügel erkennen
und es wird schon spät sein
Asrael wird sie uns zwängen
in den Sargschrein

Sarg abgestandener Fisch bäuchlings nach oben muß rollen
auf dem Weiher der Stille
wer schliß die Holzwolle
daß sie so weich will quellen

Dann bleibt nur der Engel
und wird rührend blicken
Blut aus tausend Adern
wird die Kreuze flecken

So allein wie ein Hut in der Garderobe
wird die Chrysantheme auf dem Grab sich ducken
so sehr Sulamith ähnlich
wärmt nicht mehr die erstarrten Knochen

Nackte Ruten heben ohne Rosenrot
böse Bilen peitschten uns blind die Augen
damit wir sagen kein Sterbenswort
was wir gesehen haben

Doch einmal halboffene Rosenmünder
im tückischen Frühjahr verraten alle Lust
vergeßt vergeßt daß unten sind Würmer
und riecht an uns.

Nachdichtungen von Paul Eisner

Die Quelle der Finsternis.

Von Lucian Blaga.

Mein göttlich schönes Kind!
Dein Augendunkel ist das Schwarz der Nächte ...
Und wenn ich, wann wir beieinander sind,
Mein Haupt in deinem Schoße betten möchte,
So däucht es mich in diesem Stand,
Daß ich den Quell der Finsternis in deinen Augen fand.

Sie lagert über Wald und Steppe,
Auf Berg und Tal liegt ihre schwarze Schleppe,
Das Dunkel wächst ins Ungeheure,
Umhüllt die ganze Welt ...
Dies dunkle Leuchten deiner Augen ist es, Teure,
Das mich erhellt.

Aus dem Rumänischen von H. Block.

Frühling.

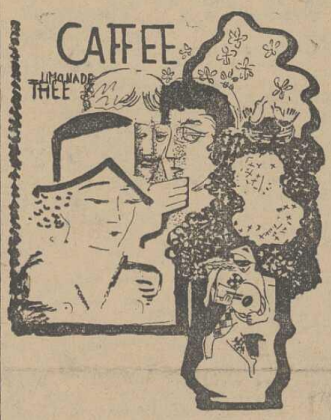
Novelle von Paul Ernst.

Zeichnungen von Alfred Justitz.

Zwei Bekannte saßen in einem Kaffeehaus an einem der großen Fenster, durch die man die Vorgänge auf der Straße beobachten kann, als sei man mitten in ihnen. Die beiden waren junge, reiche Männer, der eine seit nicht allzu langer Zeit verheiratet, wir wollen ihn Kurt nennen; der andere noch unverheiratet, in gemeinsamer Wirtschaft mit seiner Mutter lebend; sein Name sei Walter.

Es war Frühling. An der Ecke stand ein Blumenmädchen mit ihrem Korb. Sie bot Maiblumen feil und hatte neben sich ein großes Gefäß mit spanischem Flieder. Die Menschen hasteten an ihr vorüber, zuweilen blieb jemand stehen, ein Herr, eine Dame, mit nachdenklichem Gesicht, und erstand eines der Maiblumensträußchen, die das Mädchen darbot.

„Ja, nun ist Frühling“, sagte Walter sinnend. Es war Klappern von Tassen, eiliges Gehen der Kellner, langsam mischlüssiges Kommen von Gästen, die eigene Luft des Kaffeehauses, das Rauschen gelesener Zeitungen, Summen von Gespräch.



Die Menschen draußen gingen am Fenster vorbei, langsam und schnell, sie sahen in den Raum hinein oder beachteten die große Spiegelscheibe an ihrer Seite nicht; es war ein beständiges Strömen, und die beiden vergaßen nach einer Weile, daß da nun jeder vorübergehende Mensch doch ein Wesen für sich war, mit Gedanken und Plänen, Hoffnung und Furcht.

Beiden fiel ein Mädchen auf, das langsam, wie ziellos, schlenderte. Sie trug eine Kollegmappe unterm Arm, eine Studentin offenbar. Ein unpassender Hut war auf ihrem Kopf, die Kleider hingen an ihr häßlich und unansehnlich; man sah, daß sie gleichgültig getragen wurden. Ihr Blick fiel zufällig zur Seite; sie hatte graue Augen mit einem gedankenlos trostlosen Ausdruck.

Kurt, der Verheiratete der beiden, sagte: „Das wäre eine Aufgabe, dieses Wesen zu wecken. Sie sieht häßlich aus, verstaubt möchte ich sagen; aber das ist der Ausdruck, die Bewegung, der Gang; ziehen Sie dem Mädchen schöne Kleider an, sprechen Sie mit ihr, wie man mit einem Mädchen sprechen muß, dann wacht sie auf, das Mädchen kann eine Schönheit sein.“

Walter sah prüfend durch das Fenster. Das Mädchen bemerkte seinen Blick; ein leichtes Rot überflog ihr blasses, fast graues Gesicht, einen Augenblick leuchteten ihre Augen auf, dann schlug sie die Wimpern nieder und ging rascher. Sie verschwand im Gedränge.

„Es ist wohl eine Neugierde, was den Mann zu flüchtigen Liebesbeziehungen treibt“, sagte Walter. „Auch ich habe Anknüpfungen versucht, dann habe ich das aufgegeben. Für ein Mädchen wie das eben vorübergegangene wäre eine Bekanntschaft mit Ihnen oder mir Schicksal. Was wäre die Bekanntschaft für uns? Man wird wohl sagen, daß es für mich Zeit ist, zu heiraten. Ja, ich habe einen großen Betrieb, er macht mir Freude, soweit einem etwas Freude machen kann. Nun ist Frühling; wenn man jünger ist, so erwartet man da etwas, ein unverhofftes Glück, wahrscheinlich doch eine Liebe. Was ist nun die Liebe? Liegt da einfach ein Uebereinkommen der Menschheit vor oder ein schlauer Betrug der Natur, durch den sie uns für ihre Zwecke gebraucht — aber welches sind denn dann unsere eigenen Zwecke?“

Die Herren erhoben sich, zahlten und gingen. Vor der Tür verabschiedeten sie sich. Sie hatten beide in der Stadt zu tun. Am Nachmittag wollten sie zurückfahren. Sie hatten jeder ein Haus an einem der Seen, die in einiger Entfernung von der Stadt lagen.

Kurt fuhr in seinem Kraftwagen durch den großen öffentlichen Garten, der sich an der einen Seite der Stadt mit breiten Wegen hinzog. Er ließ langsam fahren. Der spanische Flieder blühte, sein Duft schien überall in der Luft zu schweben. Spaziergänger wandelten, einsame ältere Herren, die im Gehen etwas bedachten, Kindermädchen mit quirlenden, hastigen Kindern; auf einem Reitweg dumpf eine kleine Gesellschaft vornehmer Personen.

Das Mädchen, das die beiden gesehen, saß nun in dem öffentlichen Garten auf einer Bank. Ihre Mappe lag neben ihr. Sie saß angelehnt, die Hände hatte sie im Schoß liegen, die Augen halb geschlossen. Ihr war, als müsse sie warten, als komme ein großes Glück, ein Glück, von dem noch nie ein Mensch gewußt. Ihr war wie im Märchen: es konnte ein Prinz kommen in goldenen Kleidern, der nahm sie an die Hand und führte sie fort zu sich auf sein Schloß. Ganz unbestimmt war alles, das sie träumte. Es war auch ein Dornröschen, das in der Rosenhecke verzaubert schlief, und der Prinz kam, sie auf den Mund zu küssen und zu wecken.

Langsam fuhr Kurt in seinem Kraftwagen vorbei. Er sah dem träumenden Mädchen voll ins Gesicht; sie öffnete die Augen weit und sah ihn an. Da ließ er halten, sprang aus dem Wagen und forderte sie auf, einzusteigen.

Sie war aufgestanden und sah ihn an, erstaunt und erschrocken. Dann wurde sie rot und ging auf den Schlag zu. Er half ihr, dann setzte er sich neben sie. Der unbeweglich gleichmütige Lenker fuhr an.

Kurt sagte ihr: „Es ist Frühling.“ — „Ja,“ erwiderte sie. Dann schwiegen die beiden. „Was tragen Sie in Ihrer Mappe?“ fragte er. „Meine Hefte,“ erwiderte sie; sie errötete leicht und legte die Mappe auf den Sitz gegenüber. Er nahm sie scherzend auf und zog die Hefte heraus. „Ich studiere alte Sprachen,“ sagte sie. „Mein Vater war Offizier. Ich muß mir später mein Brot verdienen.“ Hastig legte Kurt die Mappe wieder zurück.

Der Wagen fuhr schnell, er fuhr immer schneller. „Ist es Ihnen nicht zu schnell?“ fragte Kurt. — „Es ist sehr schön so,“ erwiderte sie.

Sie kamen an den See, sie bogen in eine Straße ein mit Gärten und einzelnen Häusern. Nun hielten sie. Sie stiegen aus, gingen durch den Garten. Ein Diener öffnete, nahm den Herrschaften die Mäntel ab.

Da war ein großes Zimmer, große Sessel mit weichen Polstern. Das Mädchen stand in der Mitte des Zimmers.

Kurt wollte sprechen, es kamen ihm keine Worte. Plötzlich klingelte das Telephon. Er entschuldigte sich, eilte zu dem Hörer. Er ergriff ihn, hörte und sprach. Er sprach über etwas Eiliges; er sagte, daß er gleich kommen werde. Er hängte den Hörer wieder an, dann ergriff er mit beiden Händen die willenlosen Hände des Mädchens und sagte; „Verzeihen Sie, verzeihen Sie, eine wichtige Angelegenheit. Ich muß sofort in die Fabrik. In zwei Stunden bin ich zurück. Ich gebe vorher Anweisungen für Sie.“ Er eilte aus dem Zimmer, draußen sprach er mit einer Dienerin. Das Mädchen hörte, wie der Wagen wieder vorfuhr, wie Kurt einstieg und wie der Wagen sich entfernte.

Die Dienerin kam; sie trug ein schwarzes Kleid, eine weiße Schürze und eine weiße Rüsche auf dem Kopf. Sie machte einen Knicks und sagte: „Ich soll das gnädige Fräulein bitten.“

Das Mädchen folgte ihr die Treppe hoch in ein großes Ankleidezimmer. Es war das Ankleidezimmer einer Dame. „Das Zimmer der gnädigen Frau,“ sagte die Dienerin; „sie ist verreist. Ich soll von den Kleidern

Der Tod des Nick Carter.

Von Philippe Soupault.

I.

In der Nähe einer gewissen Stadt im Westen Frankreichs erblickt man, wenn man im Eisenbahnzug anlangt, rechter Hand ein großes, schlichtes Haus Man könnte dieses ungeheure Gebäude im ersten Augenblick für ein Kloster halten. Wenn man sich diesem graugrünen Hause nähert, sieht man aber, daß die Fenster mit Gittern versehen sind, die ein wenig heiterer sind, als die Gitter von Gefängnissen. Einzelne Fenster sind in der Tat von Schlingpflanzen, von wildem Wein oder Winden umrahmt. Dieses hohe Gebäude weist eine beunruhigende Sauberkeit, eine hygienische Sauberkeit auf. Die Straße, die an ihm vorüberführt, ist makadamisiert. Man schreitet nicht, sondern man gleitet über sie hin, ohne ein Geräusch zu verursachen. Die Schieferdächer werden von Blitzableitern überragt. Ein schmiedeisernes Gittertor bildet den Eingang.

Der Boden ringsumher ist flach und mit kleinen dünnen Bäumchen bepflanzt, eine Art von in die Erde geschlagenen Pflöcken mit Blättern auf den Wipfeln. Hohe Häuser erheben sich in ungleichen Abständen auf den nicht umrissenen Landstrichen, wo man Papiere, die der Wind zerfetzt und herumwirbelt, leere Konservenbüchsen, alte fette Stoffreste verstreut hat. Trockenes und kurzes Gras, grau und vereinzelt, sprießt überall hervor.

Dieses langgestreckte Haus ist im Lande gut bekannt. Man nennt es stolz die „Klinik“, weil hier berühmte Persönlichkeiten interniert sind.

In Wirklichkeit ist es das gewöhnlichste Irrenhaus, das die seltene Größe von Kirchentürmen oder Viadukten hat.

Im Lumern haben sich die Leiter bemüht, die Stille zu verdichten. Dicke Teppiche bedecken die Parketten, Korkdecken polstern die Mauern. Ueberall befinden sich Doppeltüren und die ungemein kleinen Fenster sind von dreifachen Gardinen geschützt.

Befindet man sich in diesem Hause, ist es nahezu unmöglich, den Pfiff der Züge zu vernehmen, die ein paar hundert Meter entfernt vorübereilen. Die Bäume in den Alleen fangen den Wind und die Geräusche auf.

Verläßt man dieses Haus, vernimmt man wiederum Lärm und Schreie, summen einem die an die Stille gewöhnten Ohren.

Verirrt sich ein Fußgänger, ermüdet von der täglichen düsteren Arbeit, an diesen Ort, vernimmt er bisweilen ein Gebrüll, das dem Schreien blinder Vögel gleicht. Er denkt sofort an ein Verbrechen, gräßliche Begebenheiten oder schluchzende Gebärden, aber sein Entsetzen wächst, als er, lauschend hört, wie sich das Gebrüll in ein gedehntes, ansteckendes Lachen verwandelt. Zitternd vor Furcht lacht er ebenfalls. Er versucht zu fliehen, allein er bleibt bald stehen, da er Pfiffe, Schluchzen und ein breites, rotes Lachen hört, das auf ihn zuspringt und ihn schüttelt, daß er sich die Seiten hält.

Das sind, so scheint es, die Insassen, die Fußball spielen.

Der verspätete Fußgänger rafft endlich mit beiden Händen seinen Mut zusammen und entfernt sich, seinen Regenschirm aufspannend, denn der schwarze Himmel öffnet sich.

Eines Tages vergnügte sich ein Kind aus der Nachbarschaft, indem es in der Umgebung Indianer spielte. Es verfolgte einen Schatten und schrie: „Bum! Bum!“ während es einen unsichtbaren Feind sah. Es galoppierte wie die hübschen Tiere, die man Gemsen nennt, berauschte sich an diesem Sieg, den es vorausgesehen hatte. Es rannte ununterbrochen vorwärts, fiel auf einen Stein, aber da niemand da war, weinte es nicht, sondern erhob sich einfach. In diesem Moment erblickte es in einem Fenster ein bärtiges Gesicht, über das Tränen flossen. Es floh, und da es bereits spät war, schlummerte es ein.

Aber in der Nacht sah es das weinende Gesicht wieder und sprach von dieser Begegnung.

Ein Mysterium breitete seinen Schatten über die kleine Stadt wie ein Vogel, der sich auf einen Raub stürzt. Die Klinik wurde plötzlich mit dunkelroten Farben bemalt. Furcht folgte den Fußstapfen des Mysteriums. Die Einwohner wichen dem langgestreckten Gebäude aus und niemals mehr unternahmen Familien Sonntags- oder Feiertags-Spaziergänge in die Umgebung. Sie vermieden es auch, von dem entlegenen Haus zu sprechen.

Der Unterpräfekt mußte das Haus in Ausübung seines Amtes eines Tages von oben bis unten inspi-

der gnädigen Frau etwas aussuchen." Das Mädchen setzte sich. Die Dienerni schloß einen Schrank auf und breitete allerhand Kleider vor ihr aus.

„Es ist Frühling," sagte die Dienerin, „es ist für das Land." Da war Wull, so duftig, so weich; das Mädchen ließ die Hand über den Stoff gleiten. Die Dienerin nahm das Kleid und hielt es zwischen spitzen Fingern hoch. Ganz weiß war es, ein roter Gürtel sollte dazu getragen werden. Die Dienerin hielt es dem Mädchen an und prüfte mit schiefgehaltenem Kopf. Sie zog das Mädchen vor den Spiegel. „Es wird alles bei uns im Haus gemacht; wir haben eine Schneiderin, die nur für die gnädige Frau arbeitet," sagte sie. „Das wird dem Herrn Freude machen, wenn er Sie in dem Kleid sieht," sagte sie und half geschäftig beim Umkleiden. Das Mädchen wurde rot. „Sie brauchen sich nicht zu sorgen, die Herrschaft ist sehr anständig," sagte die Dienerin, „und Geld ist da, Geld spielt keine Rolle." So schwatzte sie, und in dieser Art schwatzte sie weiter; dem fremden Mädchen standen die Augen voll Tränen; als sie angezogen war, setzte sie sich mit gefalteten Händen steif auf einen Stuhl. Die Dienerin wurde verlegen, sie sagte, daß das gnädige Fräulein sich alles im Hause ansehen könne, dann verließ sie das Zimmer.

Das fremde Mädchen saß eine Weile allein. Dann erhob sie sich, ging die Treppe hinunter. Da war eine Tür mit einer einzigen Glasscheibe, die führte in den Garten, am Ende des Gartens hob sich der See. Sie ging in den Garten, ging hinab zum Ufer und blickte über das Wasser. Ein Kahn wurde gerudert; ein junger Mann saß darin, nur in Hose und Hemd gekleidet, ein breiter, schwarzer Gürtel hielt den Anzug. Sie sah ihn von hinten, er ruderte näher. Er war hochgewachsen, blondes, kurzes Haar.

Sie schrie leise auf, sie hatte Walter erkannt.

Walter drehte sich um, sein Boot schoß an den Steg.

„Retten Sie mich, retten Sie mich," rief sie. Sie stand da in dem duftigen weißen Kleid mit rotem Gürtel, ein zartes Rot war über ihr Gesicht gezogen, ihre grauen Augen leuchteten, ihr blondes Haar lockte sich.

Walter stutzte, er reichte ihr die Hand, sie sprang in den Kahn, und ein Strom von Tränen erleichterte sie.

Er ruderte zurück zu seinem Haus. Vor ihm saß die zierliche Gestalt, gebückt, von Schluchzen erschüttert; er sah das krause, blonde Haar, die feinen Finger, eine eigene Rührung überkam ihn.

„Ich bringe Sie zu meiner Mutter," sagte er, „ich lebe mit meiner Mutter zusammen." Sie blickte hoch, kindlich verweint, sie sah ihm dankend ins Gesicht. „Ich sehe wohl unordentlich aus?", fragte sie und machte sich am Haar zu schaffen.

Walter legte an und half ihr aus dem Kahn. Er brachte sie ins Haus zu seiner Mutter, die auf ihrer Stube saß, dann ging er schnell.

Die Mutter saß in einem großen Stuhl am Fenster und blickte erstaunt durch Brillengläser auf das Mädchen, das vor ihr kniete und bitter weinend ihr

Gesicht in ihrem Schoß barg. Im Zimmer über sich hörte sie Walter unruhig auf und ab gehen. Sie spürte an dem Gang, daß er erregt war.

Da beugte sie sich über, ergriff die beiden Hände des Mädchens und sagte: „Aber liebes Fräulein, was ist Ihnen denn, ich weiß ja nichts, mein Sohn ist gut, erzählen Sie mir." Sie sprach ratlos, abgebrochen.

„Was soll ich denn erzählen, ich kann ja nichts erzählen," sagte das Mädchen. Sie erzählte, daß sie auf einer Bank gesessen, daß ein Auto gehalten habe, daß Herr Kurt sie eingeladen habe, in das Auto zu steigen, daß sie eingestiegen sei und mit ihm nach seinem Haus gefahren, daß er dann fortgegangen sei und die Dienerin ihr das fremde Kleid angezogen habe. „Ich will nach Hause," schloß sie, „ich will zu meinen Eltern zurück, ich kann nicht studieren, das ist alles zu schwer für mich." Kindlich verzweifelt blickte sie zu der alten Frau hoch. Der war es, daß sie sich niederbücken mußte und ihr einen Kuß auf die Stirn pressen.

Walter trat ein; er sah, wie das Mädchen zutraulich aufblickte, wie die Mutter sie küßte. Da ging er schnell hinzu, er faßte die Hände des Mädchens und zog sie hoch. Er sagte zu seiner Mutter: „Sie soll meine Frau werden."

Der Wochenlohn.

Von Orazio Marchesetti.

Gastone hatte wohlgeordnetes blondes Haar und versah die dürftige Stelle eines ersten Verkäufers bei einem Drogisten. Vor einigen Jahren hatte er mit seiner Mutter die Provinzstadt verlassen und war in die Großstadt übergesiedelt. Jeden Samstag brachte Gastone seinen kargen Lohn nach Hause. Die alte Frau rechnete und rechnete. Ein wenig legte sie auf die Seite, denn es reichte kaum zum Notwendigsten. Sonntags ging Gastone mit der Mutter aufs Land spazieren. Gastone im abgeschabten schwarzen Röckchen, die Mutter im grauen bauschigen Barchentkleid, auf dem Kopfe eine vertragene, mühsam in Ehren gehaltene Kapotte.

Gastone gestattete sich jedoch einen bescheidenen Luxus. Abends nach dem Essen ließ er die Mutter mit den Nachbarn schwatzen und begab sich gemächlichen Schrittes ins Café „Zum roten Fuchs". Er drückte sich in eine Ecke, verfolgte absichtslos das hastige Treiben der Menge jenseits der Glastür und wartete, daß in den Straßen, die immer dunkler wurden, sich die Laternen entzündeten.

Er hatte keine Freunde. Und darum auch keine Feinde.

Er hatte nie geliebt.

Allabendlich kam seit einigen Tagen ein Mädchen ins Café und verzehrte vier Biskuits und eine Tasse Milchkaffee als Abendbrot. Sie unterschied sich nicht im geringsten von all den anderen, die auf die Straße gehen. Sie kam allein und ging allein, Abend für Abend, unabänderlich, mit schüchtern gesenktem Blick in die Runde grüßend. Jemand kannte den Namen des Mädchens, und jemand flüsterte ihn dem Neugierigen zu: Phryne. Gastone kamen sogleich Erinnerungen an die Schulzeit.

Gastone besuchte das Café mit zäher Ausdauer. In aller Eile, gleichsam getrieben, nahm er das Abendbrot ein, redete der Mutter etwas von Geschäften vor und lief, wie zu einer Verabredung, alsbald davon, mit seinem getreuen spanischen Rohre rhythmisch auf den Asphalt klopfend. Auf der Schwelle zum Café zögerte er einen Augenblick, spähte umher, preßte die Hand an die Kehle, da ihm das Blut zum Kopfe schoß. Phryne verzehrte ihr Abendbrot. Gastone setzte sich nebenan und senkte das Haupt. Erhob das Mädchen den Blick und lächelte es (stets den gleichen) Dingen und Personen zu, so sah Gastone geflissentlich den faulen dösigen Fliegen nach, bis in die verborgensten Winkel und Ecken; denn Phrynes Blick verwirrte ihn. Das fremde Mädchen tat ihm unendlich leid. Und es gab ihm einen Stich, als er den Namen Phryne in einem alten Zeitungsroman entdeckte, den er für ein paar Groschen beim Krämer erworben hatte, wo er nach Gewicht als Einpackpapier verkauft wurde. Die Einleitung fehlte. Der Krämer hatte sie bereits anderweit verramscht.

Je mehr er bei der Lektüre von dieser verworfenen Phryne die Stirn runzelte, je mehr sich sein Blut an der Vorstellung ihrer verderbten Schönheit erhitzte, desto mehr rührte es ihn dann, wenn er an die wirkliche Phryne dachte, die vielleicht hinter der strengen Schlichtheit ihrer Kleider mühsam nur einen kleinen kranken Körper verbarg. Oh, wenn sie stürbe! Sicherlich stirbt sie! Sicherlich bald!

Gastone schlief schlecht des Nachts, unruhig, und träumte, er sähe riesige Stöße von Zeitungsblättern mit den Spalten der Romanfortsetzungen. Aus dem verstaubten Papier krochen blutrote Gestalten, die die Zähne fletschten, wie Tote. Und dann kam Phryne, nackt und stolz, das reiche Haar aufgelöst, über den Schultern. Und ihr Haar floß hin, weit, weit, in einem breiten Strome, fern und trüb, einem Strome von Milchkaffee...

Am folgenden Morgen, als Gastone ins Geschäft ging (noch fühlte er die Müdigkeit in den Schläfen), überlegte er sich, welch unfaßlicher Mangel an Logik in der Welt herrscht. Ein Lebewesen, ein Weib, konnte doch unmöglich von weiter nichts als Milchkaffee zum Abendbrot leben. Oh, wenn sie stürbe! Sicherlich stirbt sie! Sicherlich bald!

Er schnitt diese Gedanken ab mit dem einzigen Einwand, den ihm der gesunde Menschenverstand anscheinend gelassen hatte:

„Trotzdem: was geht Phryne mich an?!"

Eines Abends, als sie wieder ihr Lächeln verstreute und er, wie gewöhnlich, das müde Gesumm der Fliegen verfolgte, fiel eine Art Lampenschirm, entsetzlich mit japanischen Motiven bemalt, auf Phryne herab. Gastone bückte sich, hob ihn auf und legte ihn beiseite.

„Wer sind Sie denn?", fragte das Mädchen sogleich.

„Ein Angestellter. Ich lebe bei meiner Mutter. Und wenn meine Einnahmen auch gering sind, zum Leben reichts grade..."

„Wie heißen Sie?"

„Gastone Sandri."

„Ich heiße Phryne."

„Ich weiß..."

Das Mädchen errötete. Gastone dachte, er hätte zu viel gesagt.

„Natürlich", erklärte Phryne.

Gastone entgegnete:

„Ich verstehe... Es war indiskret... Verzeihen Sie..."

„Nein, nein, es ist nur natürlich... Ich bin übrigens erst zwanzig. Ich lebe allein und verdiene recht mäßig. Es reicht grade zum Schlafen, Essen und Anziehen..."

Gastone betrachtete ihr Kleid, ein einfaches Kittelchen, hübsch gemacht, hier und da geschmackvoll mit Spitzen besetzt. Phryne lächelte.

„Ich näh mir alles selber... wenn ich Zeit habe... Sehen Sie: so am Tage mach ich mir schnell zu Haus was zu essen... Brot und ein bißchen Fleisch... Abends, sehen Sie, ein paar Biskuits und eine Tasse Milch... Das genügt.."

„Und wenn Sie nicht ins Café kommen?"

Phrynes Gesicht verdüsterte sich plötzlich.

„Dann... dann... ja, dann..." Sie schloß mit einem bitteren Lachen die Augen und zitterte. Aber sogleich war sie wieder aufgeräumt und sagte: „Zu Haus eß ich dann... zu Haus..."

„Haben Sie denn ein Zuhause?"

„Na, das hat doch jeder Mensch, ein Zuhause. Auch wenn die Mutter gestorben ist. Und wenn man niemand mehr hat..."

Nach diesem Gespräch lag zwischen beiden eine kalte, kaum verhehlte Feindseligkeit. Phryne grüßte mit einem Neigen des Kopfes. Gastone erwiderte mit einem weiten Schwunge seines getreuen spanischen Rohrs. Sie schwiegen. Gastone litt. Seine Reinheit, seine Jugend fühlte er allmählich der geheimnisvollen Lockung dieses Weibes erliegen. Besonders als Phryne (mit vollen Zügen die frische Luft einsaugend, die nach einem Regenguß zur offenen Tür einströmte...) eines Abends schüchtern zu ihrem neuen Bekannten einen ihrer bescheidenen Wünsche äußerte.

„Spazieren gehen", sagte sie und ließ ihre großen Augen wandern, „spazieren gehen, so nebeneinander, mit jemand, der lieb und lustig ist, auf einem einsamen Feldweg... und Blumen pflücken... ganz allein... und ausruhen dann, ausruhen, wo einen niemand sieht... und dann gemeinsam den Rückweg machen... Wohin? Das braucht man garnicht zu wissen... nur laufen... gemeinsam... zu zweit nur... als verwandte Seelen..."

„Ach ja!" seufzte Gastone, der erbleicht war, „verwandte Seelen..."

Am andern Morgen jedoch mußte er mit heftigem Fieber zu Bett liegen bleiben. Während der kurzen Krankheit drängte Gastone die Mutter beharrlich wie ein Kind, ihm die letzten Romankapitel vorzulesen. Die Mutter tat es und entsetzte sich. Während der kurzen Genesungszeit entwarf Gastone einen Plan. Kommenden Samstag würde er der Mutter den Lohn nicht bis auf den letzten Heller geben, sondern aus dem Geschäfte unmittelbar ins Café gehen, auf Phryne warten und mit ein paar Worten, die er sich schon zurechtlegte, sie zum Abendbrot in eine einfache Wirtschaft vor der Stadt einladen. Zu zweit nur, zwei verwandte Seelen... Später einmal würde er dann die Mutter überraschen, sagen: „Mutter, das ist Phryne."

Der Samstag kam. Gastone trat aus dem Geschäft und begab sich mit übermäßig großen Schritten ins Café. Seit dem Tage, da er das Fieber bekommen, war er nicht mehr dort gewesen. Ohne zu zaudern trat er ein, setzte sich und wartete eine Stunde, eine Ewigkeit. Dann wagte er, den Kellner zu fragen, der ihm großmütig Gehör schenkte.

„Was macht Phryne?"

„Sie hat sich seit vier Tagen nicht sehen lassen. Sie fragte nach Ihnen."

„Seit vier Tagen?... Sie fragte nach mir?..."

Er senkte das Haupt. Sein Herz schlug. Vier Tage...

Ein triefäugiger alter Mann setzte sich neben ihn.

„Hier saß Phryne immer, nicht wahr?!"

„Ja, hier saß Phryne. Lassen Sie den Platz frei. Sie wird gleich kommen."

Der Alte grinste. Seine dicken Lippen warfen sich wollüstig auf.

„Die kommt nicht wieder."

„Ich weiß doch, daß sie kommt."

„Die ist im Spital."

Gastone sprang auf.

„Im Spital?"

Der Mann beugte sich zu dem Jüngling hinüber und sagte langsam:

„Eine ganz harmlose Sache, wissense... Kinderkrankheit... Bringt der Beruf mit sich..."

Gastone schlich davon mit dem unsichern Schritt eines Trunkenen. Es war Nacht geworden. Einige matte Leuchten brannten und malten unruhige Schatten in die engen Gassen des Proletarierviertels.

Auf der Schwelle des Hauses zögerte er. Die Mutter war noch wach und erwartete ihn. Gastone trat ein, blaß, gebeugt, die Lippen zusammengekrampft. Die alte Mutter streichelte mit ihren kalten Händen über seine Wangen.

„Junge, mein armer Junge... Es ist schon Nacht... Warum kommst du so spät?"

Der Jüngling blickte die alte Frau an. Seine Lippen krampften sich noch mehr. Seine Stirn sank auf die Schulter der Mutter.

„Ich möchte weinen... weinen... weinen..."

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von Thea Reimann.

---

zieren. Und am folgenden Samstag, auf dem Ball der Präfektur, erzählte er von seinem Besuch.

„Der Direktor ist ein Mann von fünfzig Jahren, groß und stark. Hinter seiner Brille ist sein Blick lebendig und durchdringend. Er erklärte mir an Hand von Experimenten sein System, aber ich gestehe, daß ich nichts oder fast nichts verstand. Er ließ mich überall eintreten. Der Saal, in dem er die Kranken untersucht, ist ganz sonderbar. An den Wänden gibt es Bilder aller Art und zwischen jedem Bild eine Nummer in roter Farbe. Vor dem Fenster, das Gesicht der Landschaft zugekehrt, steht eine antike Statue in Lebensgröße, allem Anschein nach ein Hermaphrodite. Ich verstehe nicht, warum der Direktor dort eine große Anzahl Taschenuhren, Pendeluhren, Turmuhren, aufgespeichert hat. Ich hatte nicht die Zeit, sie zu zählen, aber ich kann ohne Uebertreibung sagen, daß es wenigstens dreißig oder vierzig waren.

Die schönen Damen, die dem jungen und hübschen Unterpräfekten lauschten, lächelten. Die Beschreibung dieses fremdartigen Raumes interessiert sie so sehr, daß sie zu tanzen vergaßen. Der Unterpräfekt, stolz auf seinen Erfolg, fuhr fort: „Der Direktor ließ mich schließlich einige „Zellen" besichtigen. Es sind sehr schöne Zimmer, luxuriös eingerichtet, mit von Teppichen aus hoher Wolle bedeckten Parketten. Die Stille, die in diesen Zimmern herrscht, ist so vollkommen, daß ich den Eindruck hatte, als stünde die Zeit still. Stellen Sie sich den Gegensatz vor.

Ich sehe, dank einem komplizierten System, einen Spiel der Spiegel, ich weiß nicht, was es war, Irrsinnige, die sich nicht beobachtet glaubten und mir vollständig ruhig schienen. Einer von ihnen überraschte mich besonders. Es war ein richtiger Herkules, der an einem Rockjaum nähte. Ich fragte den Direktor, wer der Mann sei. „Ich kann Ihnen seinen Namen nicht nennen, Berufsgeheimnis," antwortete er mir. „Aber ich kann Ihnen sagen, daß er einige Monate hindurch das Ideal der Sportleute war, er ist ein berühmter Boxer." Wir sahen andere Kranke, die mir alle sehr sympathisch erschienen. Eine Frau von unbeschreiblicher Schönheit befand sich unter ihnen."

Die Damen waren zerstreut. Der Unterpräfekt, der ihre Aufmerksamkeit schwinden sah, forderte eine von ihnen zum Tanze auf.

Während des Soupers fragte die junge Frau zu seiner Rechten, teils um die Stille zu brechen, teils aus Liebenswürdigkeit: „Wie behandelt man die Kranken?"

„Der Direktor," antwortete er, „ist auf eine Idee gekommen, die ich originell finde. Er läßt seine Patienten Sport betreiben. Er zwingt sie Tennis, Handball mit einem großen und Fußball mit einem kleineren Ball zu spielen. Die Krankenpfleger beteiligen sich an diesen Spielen. Der Sport amüsiert sie scheinbar ungeheuer. Sie sind lustig wie Kinder, hat mir der Direktor gesagt. Sie lachen und lachen. Die meisten versuchen zu mogeln."

Man servierte Champagner, der Unterpräfekt verstummte. Die Damen, die ihm zugehört hatten, sprachen über diesen Besuch, indem sie einige köstliche Details hinzufügten. Dann, als die Neugierde befriedigt war, redete man von anderen Dingen, aber die Klinik wurde nicht mehr vergessen.

An einem Frühlingstag sah man einen jungen, eleganten Mann aus dem Zug steigen; er trug einen Photo-Apparat über der Schulter, und war offenbar ein englischer Tourist. Er stieg im Hotel „Zur Post" ab und unternahm während einiger Tage Ausflüge in die Umgebung. Der junge Mann richtete verschiedene Fragen an die Kaufleute und die Kellner im Kaffeehaus und schien sich hauptsächlich für die Klinik zu interessieren. Der Barbier, der geschwätzig war, gab ihm bald alle Auskünfte, die er verlangte und eines schönen Tages bat er den Direktor, ihn zu empfangen. Einer seiner Verwandten, hatte er geschrieben, sei nervenkrank und wolle diese Methode versuchen. Als er sich im Kabinett des Direktors befand, ersuchte er den Direktor alle Türen zu schließen und dem Personal die Weisung zu geben, sie eine Viertelstunde lang nicht zu stören. Der Arzt kannte diese von den Kranken häufig angewendete Vorsicht. Er beruhigte den jungen Mann und versicherte ihn, daß sie niemand hören werde. „Sie kennen zweifellos den großen amerikanischen Detektiv Nick Carter?"

„Sehr gut," sagte der Doktor.

„Ich bin einer seiner Mitarbeiter und möchte, ohne Aufmerksamkeit zu erwecken, einiges erfahren. Nennen Sie mir das Geheimnis. Sie haben früher einen schwarzen Krankenpfleger beschäftigt, einen Neger namens Albert Martel?"

„Das stimmt."

„Können Sie mir etwas Näheres über diesen Mann mitteilen?"

„Er ist ein guter Krankenpfleger, der meine vollste Zufriedenheit erworben hat. Seine ungewöhnliche Stärke, sein Mut, hat uns große Dienste geleistet, wenn es sich darum handelte, unsere Irren zum Gehorsam zu zwingen und zu bändigen, besonders die, welche wir die „Bewegten" nennen, phantastische, herrschsüchtige Wesen, die es nicht lieben, zu tun, was man ihnen befiehlt."

„Albert ist nur kurze Zeit hier geblieben, ein oder zwei Monate glaube ich. Die Direktion und das Personal, ich muß es sagen, haben es bedauert, daß er uns verließ. Die Krankenpfleger, der Gärtner, der Portier, sprechen noch oft von ihm. Er war sehr freigebig und hat gern seinen Kameraden, Kindern, sogar den Pensionären kleine Geschenke gemacht."

„Haben Sie ihn seit jener Zeit nicht mehr gesehen?"

„Doch, einmal. Er ist im Auto gekommen, einem schönen Auto, einem sehr schönen Auto. Er sagte seinen Freunden, daß er jetzt Chauffeur sei, aber er war wie ein Gentleman gekleidet."

„Zu welcher Zeit fand dieser Besuch statt?"

„Es ist ungefähr drei Wochen her."

PatsyMurphy dankte dem Arzt und entschuldigte sich. Am nämlichen Abend telephonierte er seinem Herrn, der ihn heiß beglückwünschte. Nick Carter schien entzückt von diesem kleinen Interview, das Patsy nur so wenig Mühe gekostet hatte. „Fahre fort, das Personal der Klinik auszuforschen, tue, als ob Du Deinen Freund Martel entdecken wolltest. Du wirst vielleicht seine Adresse erfahren. Chick und ich werden seine Spur festhalten."

Am folgenden Tage bemühte sich Patsy, mit den Krankenpflegern bekannt zu werden, aber man beachtete ihn nicht. Er beschloß daher, die Gegend zu verlassen und verabschiedete sich geräuschvoll von allen Bekannten. Er ging sogar hin, um sich vom Doktor zu verabschieden.

Am Abend seiner Abreise stieg ein Mann von etwa vierzig Jahren aus dem Zug und ließ sich augenblicklich in die Klinik führen. Es war der neue Krankenpfleger, den man seit einigen Tagen erwartete.

II.

Zwei Wochen nach der Ankunft des neuen Krankenpflegers, der mit der Ueberwachung des zweiten

der gnädigen Frau etwas aussuchen." Das Mädchen setzte sich. Die Dienerni schloß einen Schrank auf und breitete allerhand Kleider vor ihr aus.

„Es ist Frühling," sagte die Dienerin, „es ist für das Land." Da war Wull, so duftig, so weich; das Mädchen ließ die Hand über den Stoff gleiten. Die Dienerin nahm das Kleid und hielt es zwischen spitzen Fingern hoch. Ganz weiß war es, ein roter Gürtel sollte dazu getragen werden. Die Dienerin hielt es dem Mädchen an und prüfte mit schiefgehaltenem Kopf. Sie zog das Mädchen vor den Spiegel. „Es wird alles bei uns im Haus gemacht; wir haben eine Schneiderin, die nur für die gnädige Frau arbeitet," sagte sie. „Das wird dem Herrn Freude machen, wenn er Sie in dem Kleid sieht," sagte sie und half geschäftig beim Umkleiden. Das Mädchen wurde rot. „Sie brauchen sich nicht zu sorgen, die Herrschaft ist sehr anständig," sagte die Dienerin, „und Geld ist da, Geld spielt keine Rolle." So schwatzte sie, und in dieser Art schwatzte sie weiter; dem fremden Mädchen standen die Augen voll Tränen; als sie angezogen war, setzte sie sich mit gefalteten Händen steif auf einen Stuhl. Die Dienerin wurde verlegen, sie sagte, daß das gnädige Fräulein sich alles im Hause ansehen könne, dann verließ sie das Zimmer.

Das fremde Mädchen saß eine Weile allein. Dann erhob sie sich, ging die Treppe hinunter. Da war eine Tür mit einer einzigen Glasscheibe, die führte in den Garten, am Ende des Gartens hob sich der See. Sie ging in den Garten, ging hinab zum Ufer und blickte über das Wasser. Ein Kahn wurde gerudert; ein junger Mann saß darin, nur in Hose und Hemd gekleidet, ein breiter, schwarzer Gürtel hielt den Anzug. Sie sah ihn von hinten, er ruderte näher. Er war hochgewachsen, blondes, kurzes Haar.

Sie schrie leise auf, sie hatte Walter erkannt.

Walter drehte sich um, sein Boot schoß an den Steg.

„Retten Sie mich, retten Sie mich," rief sie. Sie stand da in dem duftigen weißen Kleid mit rotem Gürtel, ein zartes Rot war über ihr Gesicht gezogen, ihre grauen Augen leuchteten, ihr blondes Haar lockte sich.

Walter stutzte, er reichte ihr die Hand, sie sprang in den Kahn, und ein Strom von Tränen erleichterte sie.

Er ruderte zurück zu seinem Haus. Vor ihm saß die zierliche Gestalt, gebückt, von Schluchzen erschüttert; er sah das krause, blonde Haar, die feinen Finger, eine eigene Rührung überkam ihn.

„Ich bringe Sie zu meiner Mutter," sagte er, „ich lebe mit meiner Mutter zusammen." Sie blickte hoch, kindlich verweint, sie sah ihm dankend ins Gesicht. „Ich sehe wohl unordentlich aus?", fragte sie und machte sich am Haar zu schaffen.

Walter legte an und half ihr aus dem Kahn. Er brachte sie ins Haus zu seiner Mutter, die auf ihrer Stube saß, dann ging er schnell.

Die Mutter saß in einem großen Stuhl am Fenster und blickte erstaunt durch Brillengläser auf das Mädchen, das vor ihr kniete und bitter weinend ihr

Gesicht in ihrem Schoß barg. Im Zimmer über sich hörte sie Walter unruhig auf und ab gehen. Sie spürte an dem Gang, daß er erregt war.

Da beugte sie sich über, ergriff die beiden Hände des Mädchens und sagte: „Aber liebes Fräulein, was ist Ihnen denn, ich weiß ja nichts, mein Sohn ist gut, erzählen Sie mir." Sie sprach ratlos, abgebrochen.

„Was soll ich denn erzählen, ich kann ja nichts erzählen," sagte das Mädchen. Sie erzählte, daß sie auf einer Bank gesessen, daß ein Auto gehalten habe, daß Herr Kurt sie eingeladen habe, in das Auto zu steigen, daß sie eingestiegen sei und mit ihm nach seinem Haus gefahren, daß er dann fortgegangen sei und die Dienerin ihr das fremde Kleid angezogen habe. „Ich will nach Hause," schloß sie, „ich will zu meinen Eltern zurück, ich kann nicht studieren, das ist alles zu schwer für mich." Kindlich verzweifelt blickte sie zu der alten Frau hoch. Der war es, daß sie sich niederbücken mußte und ihr einen Kuß auf die Stirn pressen.

Walter trat ein; er sah, wie das Mädchen zutraulich aufblickte, wie die Mutter sie küßte. Da ging er schnell hinzu, er faßte die Hände des Mädchens und zog sie hoch. Er sagte zu seiner Mutter: „Sie soll meine Frau werden."

Der Wochenlohn.

Von Orazio Marchesetti.

Gastone hatte wohlgeordnetes blondes Haar und versah die dürftige Stelle eines ersten Verkäufers bei einem Drogisten. Vor einigen Jahren hatte er mit seiner Mutter die Provinzstadt verlassen und war in die Großstadt übergesiedelt. Jeden Samstag brachte Gastone seinen kargen Lohn nach Hause. Die alte Frau rechnete und rechnete. Ein wenig legte sie auf die Seite, denn es reichte kaum zum Notwendigsten. Sonntags ging Gastone mit der Mutter aufs Land spazieren. Gastone im abgeschabten schwarzen Röckchen, die Mutter im grauen bauschigen Barchentkleid, auf dem Kopfe eine vertragene, mühsam in Ehren gehaltene Kapotte.

Gastone gestattete sich jedoch einen bescheidenen Luxus. Abends nach dem Essen ließ er die Mutter mit den Nachbarn schwatzen und begab sich gemächlichen Schrittes ins Café „Zum roten Fuchs". Er drückte sich in eine Ecke, verfolgte absichtslos das hastige Treiben der Menge jenseits der Glastür und wartete, daß in den Straßen, die immer dunkler wurden, sich die Laternen entzündeten.

Er hatte keine Freunde. Und darum auch keine Feinde.

Er hatte nie geliebt.

Allabendlich kam seit einigen Tagen ein Mädchen ins Café und verzehrte vier Biskuits und eine Tasse Milchkaffee als Abendbrot. Sie unterschied sich nicht im geringsten von all den anderen, die auf die Straße gehen. Sie kam allein und ging allein, Abend für Abend, unabänderlich, mit schüchtern gesenktem Blick in die Runde grüßend. Jemand kannte den Namen des Mädchens, und jemand flüsterte ihn dem Neugierigen zu: Phryne. Gastone kamen sogleich Erinnerungen an die Schulzeit.

Gastone besuchte das Café mit zäher Ausdauer. In aller Eile, gleichsam getrieben, nahm er das Abendbrot ein, redete der Mutter etwas von Geschäften vor und lief, wie zu einer Verabredung, alsbald davon, mit seinem getreuen spanischen Rohre rhythmisch auf den Asphalt klopfend. Auf der Schwelle zum Café zögerte er einen Augenblick, spähte umher, preßte die Hand an die Kehle, da ihm das Blut zum Kopfe schoß. Phryne verzehrte ihr Abendbrot. Gastone setzte sich nebenan und senkte das Haupt. Erhob das Mädchen den Blick und lächelte es (stets den gleichen) Dingen und Personen zu, so sah Gastone geflissentlich den faulen dösigen Fliegen nach, bis in die verborgensten Winkel und Ecken; denn Phrynes Blick verwirrte ihn. Das fremde Mädchen tat ihm unendlich leid. Und es gab ihm einen Stich, als er den Namen Phryne in einem alten Zeitungsroman entdeckte, den er für ein paar Groschen beim Krämer erworben hatte, wo er nach Gewicht als Einpackpapier verkauft wurde. Die Einleitung fehlte. Der Krämer hatte sie bereits anderweit verramscht.

Je mehr er bei der Lektüre von dieser verworfenen Phryne die Stirn runzelte, je mehr sich sein Blut an der Vorstellung ihrer verderbten Schönheit erhitzte, desto mehr rührte es ihn dann, wenn er an die wirkliche Phryne dachte, die vielleicht hinter der strengen Schlichtheit ihrer Kleider mühsam nur einen kleinen kranken Körper verbarg. Oh, wenn sie stürbe! Sicherlich stirbt sie! Sicherlich bald!

Gastone schlief schlecht des Nachts, unruhig, und träumte, er sähe riesige Stöße von Zeitungsblättern mit den Spalten der Romanfortsetzungen. Aus dem verstaubten Papier krochen blutrote Gestalten, die die Zähne fletschten, wie Tote. Und dann kam Phryne, nackt und stolz, das reiche Haar aufgelöst, über den Schultern. Und ihr Haar floß hin, weit, weit, in einem breiten Strome, fern und trüb, einem Strome von Milchkaffee...

Am folgenden Morgen, als Gastone ins Geschäft ging (noch fühlte er die Müdigkeit in den Schläfen), überlegte er sich, welch unfaßlicher Mangel an Logik in der Welt herrscht. Ein Lebewesen, ein Weib, konnte doch unmöglich von weiter nichts als Milchkaffee zum Abendbrot leben. Oh, wenn sie stürbe! Sicherlich stirbt sie! Sicherlich bald!

Er schnitt diese Gedanken ab mit dem einzigen Einwand, den ihm der gesunde Menschenverstand anscheinend gelassen hatte:

„Trotzdem: was geht Phryne mich an?!"

Eines Abends, als sie wieder ihr Lächeln verstreute und er, wie gewöhnlich, das müde Gesumm der Fliegen verfolgte, fiel eine Art Lampenschirm, entsetzlich mit japanischen Motiven bemalt, auf Phryne herab. Gastone bückte sich, hob ihn auf und legte ihn beiseite.

„Wer sind Sie denn?", fragte das Mädchen sogleich.

„Ein Angestellter. Ich lebe bei meiner Mutter. Und wenn meine Einnahmen auch gering sind, zum Leben reichts grade..."

„Wie heißen Sie?"

„Gastone Sandri."

„Ich heiße Phryne."

„Ich weiß..."

Das Mädchen errötete. Gastone dachte, er hätte zu viel gesagt.

„Natürlich", erklärte Phryne.

Gastone entgegnete:

„Ich verstehe... Es war indiskret... Verzeihen Sie..."

„Nein, nein, es ist nur natürlich... Ich bin übrigens erst zwanzig. Ich lebe allein und verdiene recht mäßig. Es reicht grade zum Schlafen, Essen und Anziehen..."

Gastone betrachtete ihr Kleid, ein einfaches Kittelchen, hübsch gemacht, hier und da geschmackvoll mit Spitzen besetzt. Phryne lächelte.

„Ich näh mir alles selber... wenn ich Zeit habe... Sehen Sie: so am Tage mach ich mir schnell zu Haus was zu essen... Brot und ein bißchen Fleisch... Abends, sehen Sie, ein paar Biskuits und eine Tasse Milch... Das genügt.."

„Und wenn Sie nicht ins Café kommen?"

Phrynes Gesicht verdüsterte sich plötzlich.

„Dann... dann... ja, dann..." Sie schloß mit einem bitteren Lachen die Augen und zitterte. Aber sogleich war sie wieder aufgeräumt und sagte: „Zu Haus eß ich dann... zu Haus..."

„Haben Sie denn ein Zuhause?"

„Na, das hat doch jeder Mensch, ein Zuhause. Auch wenn die Mutter gestorben ist. Und wenn man niemand mehr hat..."

Nach diesem Gespräch lag zwischen beiden eine kalte, kaum verhehlte Feindseligkeit. Phryne grüßte mit einem Neigen des Kopfes. Gastone erwiderte mit einem weiten Schwunge seines getreuen spanischen Rohrs. Sie schwiegen. Gastone litt. Seine Reinheit, seine Jugend fühlte er allmählich der geheimnisvollen Lockung dieses Weibes erliegen. Besonders als Phryne (mit vollen Zügen die frische Luft einsaugend, die nach einem Regenguß zur offenen Tür einströmte...) eines Abends schüchtern zu ihrem neuen Bekannten einen ihrer bescheidenen Wünsche äußerte.

„Spazieren gehen", sagte sie und ließ ihre großen Augen wandern, „spazieren gehen, so nebeneinander, mit jemand, der lieb und lustig ist, auf einem einsamen Feldweg... und Blumen pflücken... ganz allein... und ausruhen dann, ausruhen, wo einen niemand sieht... und dann gemeinsam den Rückweg machen... Wohin? Das braucht man garnicht zu wissen... nur laufen... gemeinsam... zu zweit nur... als verwandte Seelen..."

„Ach ja!" seufzte Gastone, der erbleicht war, „verwandte Seelen..."

Am andern Morgen jedoch mußte er mit heftigem Fieber zu Bett liegen bleiben. Während der kurzen Krankheit drängte Gastone die Mutter beharrlich wie ein Kind, ihm die letzten Romankapitel vorzulesen. Die Mutter tat es und entsetzte sich. Während der kurzen Genesungszeit entwarf Gastone einen Plan. Kommenden Samstag würde er der Mutter den Lohn nicht bis auf den letzten Heller geben, sondern aus dem Geschäfte unmittelbar ins Café gehen, auf Phryne warten und mit ein paar Worten, die er sich schon zurechtlegte, sie zum Abendbrot in eine einfache Wirtschaft vor der Stadt einladen. Zu zweit nur, zwei verwandte Seelen... Später einmal würde er dann die Mutter überraschen, sagen: „Mutter, das ist Phryne."

Der Samstag kam. Gastone trat aus dem Geschäft und begab sich mit übermäßig großen Schritten ins Café. Seit dem Tage, da er das Fieber bekommen, war er nicht mehr dort gewesen. Ohne zu zaudern trat er ein, setzte sich und wartete eine Stunde, eine Ewigkeit. Dann wagte er, den Kellner zu fragen, der ihm großmütig Gehör schenkte.

„Was macht Phryne?"

„Sie hat sich seit vier Tagen nicht sehen lassen. Sie fragte nach Ihnen."

„Seit vier Tagen?... Sie fragte nach mir?..."

Er senkte das Haupt. Sein Herz schlug. Vier Tage...

Ein triefäugiger alter Mann setzte sich neben ihn.

„Hier saß Phryne immer, nicht wahr?!"

„Ja, hier saß Phryne. Lassen Sie den Platz frei. Sie wird gleich kommen."

Der Alte grinste. Seine dicken Lippen warfen sich wollüstig auf.

„Die kommt nicht wieder."

„Ich weiß doch, daß sie kommt."

„Die ist im Spital."

Gastone sprang auf.

„Im Spital?"

Der Mann beugte sich zu dem Jüngling hinüber und sagte langsam:

„Eine ganz harmlose Sache, wissense... Kinderkrankheit... Bringt der Beruf mit sich..."

Gastone schlich davon mit dem unsichern Schritt eines Trunkenen. Es war Nacht geworden. Einige matte Leuchten brannten und malten unruhige Schatten in die engen Gassen des Proletarierviertels.

Auf der Schwelle des Hauses zögerte er. Die Mutter war noch wach und erwartete ihn. Gastone trat ein, blaß, gebeugt, die Lippen zusammengekrampft. Die alte Mutter streichelte mit ihren kalten Händen über seine Wangen.

„Junge, mein armer Junge... Es ist schon Nacht... Warum kommst du so spät?"

Der Jüngling blickte die alte Frau an. Seine Lippen krampften sich noch mehr. Seine Stirn sank auf die Schulter der Mutter.

„Ich möchte weinen... weinen... weinen..."

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von Thea Reimann.

---

zieren. Und am folgenden Samstag, auf dem Ball der Präfektur, erzählte er von seinem Besuch.

„Der Direktor ist ein Mann von fünfzig Jahren, groß und stark. Hinter seiner Brille ist sein Blick lebendig und durchdringend. Er erklärte mir an Hand von Experimenten sein System, aber ich gestehe, daß ich nichts oder fast nichts verstand. Er ließ mich überall eintreten. Der Saal, in dem er die Kranken untersucht, ist ganz sonderbar. An den Wänden gibt es Bilder aller Art und zwischen jedem Bild eine Nummer in roter Farbe. Vor dem Fenster, das Gesicht der Landschaft zugekehrt, steht eine antike Statue in Lebensgröße, allem Anschein nach ein Hermaphrodite. Ich verstehe nicht, warum der Direktor dort eine große Anzahl Taschenuhren, Pendeluhren, Turmuhren, aufgespeichert hat. Ich hatte nicht die Zeit, sie zu zählen, aber ich kann ohne Uebertreibung sagen, daß es wenigstens dreißig oder vierzig waren.

Die schönen Damen, die dem jungen und hübschen Unterpräfekten lauschten, lächelten. Die Beschreibung dieses fremdartigen Raumes interessiert sie so sehr, daß sie zu tanzen vergaßen. Der Unterpräfekt, stolz auf seinen Erfolg, fuhr fort: „Der Direktor ließ mich schließlich einige „Zellen" besichtigen. Es sind sehr schöne Zimmer, luxuriös eingerichtet, mit von Teppichen aus hoher Wolle bedeckten Parketten. Die Stille, die in diesen Zimmern herrscht, ist so vollkommen, daß ich den Eindruck hatte, als stünde die Zeit still. Stellen Sie sich den Gegensatz vor.

Ich sehe, dank einem komplizierten System, einen Spiel der Spiegel, ich weiß nicht, was es war, Irrsinnige, die sich nicht beobachtet glaubten und mir vollständig ruhig schienen. Einer von ihnen überraschte mich besonders. Es war ein richtiger Herkules, der an einem Rockjaum nähte. Ich fragte den Direktor, wer der Mann sei. „Ich kann Ihnen seinen Namen nicht nennen, Berufsgeheimnis," antwortete er mir. „Aber ich kann Ihnen sagen, daß er einige Monate hindurch das Ideal der Sportleute war, er ist ein berühmter Boxer." Wir sahen andere Kranke, die mir alle sehr sympathisch erschienen. Eine Frau von unbeschreiblicher Schönheit befand sich unter ihnen."

Die Damen waren zerstreut. Der Unterpräfekt, der ihre Aufmerksamkeit schwinden sah, forderte eine von ihnen zum Tanze auf.

Während des Soupers fragte die junge Frau zu seiner Rechten, teils um die Stille zu brechen, teils aus Liebenswürdigkeit: „Wie behandelt man die Kranken?"

„Der Direktor," antwortete er, „ist auf eine Idee gekommen, die ich originell finde. Er läßt seine Patienten Sport betreiben. Er zwingt sie Tennis, Handball mit einem großen und Fußball mit einem kleineren Ball zu spielen. Die Krankenpfleger beteiligen sich an diesen Spielen. Der Sport amüsiert sie scheinbar ungeheuer. Sie sind lustig wie Kinder, hat mir der Direktor gesagt. Sie lachen und lachen. Die meisten versuchen zu mogeln."

Man servierte Champagner, der Unterpräfekt verstummte. Die Damen, die ihm zugehört hatten, sprachen über diesen Besuch, indem sie einige köstliche Details hinzufügten. Dann, als die Neugierde befriedigt war, redete man von anderen Dingen, aber die Klinik wurde nicht mehr vergessen.

An einem Frühlingstag sah man einen jungen, eleganten Mann aus dem Zug steigen; er trug einen Photo-Apparat über der Schulter, und war offenbar ein englischer Tourist. Er stieg im Hotel „Zur Post" ab und unternahm während einiger Tage Ausflüge in die Umgebung. Der junge Mann richtete verschiedene Fragen an die Kaufleute und die Kellner im Kaffeehaus und schien sich hauptsächlich für die Klinik zu interessieren. Der Barbier, der geschwätzig war, gab ihm bald alle Auskünfte, die er verlangte und eines schönen Tages bat er den Direktor, ihn zu empfangen. Einer seiner Verwandten, hatte er geschrieben, sei nervenkrank und wolle diese Methode versuchen. Als er sich im Kabinett des Direktors befand, ersuchte er den Direktor alle Türen zu schließen und dem Personal die Weisung zu geben, sie eine Viertelstunde lang nicht zu stören. Der Arzt kannte diese von den Kranken häufig angewendete Vorsicht. Er beruhigte den jungen Mann und versicherte ihn, daß sie niemand hören werde. „Sie kennen zweifellos den großen amerikanischen Detektiv Nick Carter?"

„Sehr gut," sagte der Doktor.

„Ich bin einer seiner Mitarbeiter und möchte, ohne Aufmerksamkeit zu erwecken, einiges erfahren. Nennen Sie mir das Geheimnis. Sie haben früher einen schwarzen Krankenpfleger beschäftigt, einen Neger namens Albert Martel?"

„Das stimmt."

„Können Sie mir etwas Näheres über diesen Mann mitteilen?"

„Er ist ein guter Krankenpfleger, der meine vollste Zufriedenheit erworben hat. Seine ungewöhnliche Stärke, sein Mut, hat uns große Dienste geleistet, wenn es sich darum handelte, unsere Irren zum Gehorsam zu zwingen und zu bändigen, besonders die, welche wir die „Bewegten" nennen, phantastische, herrschsüchtige Wesen, die es nicht lieben, zu tun, was man ihnen befiehlt."

„Albert ist nur kurze Zeit hier geblieben, ein oder zwei Monate glaube ich. Die Direktion und das Personal, ich muß es sagen, haben es bedauert, daß er uns verließ. Die Krankenpfleger, der Gärtner, der Portier, sprechen noch oft von ihm. Er war sehr freigebig und hat gern seinen Kameraden, Kindern, sogar den Pensionären kleine Geschenke gemacht."

„Haben Sie ihn seit jener Zeit nicht mehr gesehen?"

„Doch, einmal. Er ist im Auto gekommen, einem schönen Auto, einem sehr schönen Auto. Er sagte seinen Freunden, daß er jetzt Chauffeur sei, aber er war wie ein Gentleman gekleidet."

„Zu welcher Zeit fand dieser Besuch statt?"

„Es ist ungefähr drei Wochen her."

PatsyMurphy dankte dem Arzt und entschuldigte sich. Am nämlichen Abend telephonierte er seinem Herrn, der ihn heiß beglückwünschte. Nick Carter schien entzückt von diesem kleinen Interview, das Patsy nur so wenig Mühe gekostet hatte. „Fahre fort, das Personal der Klinik auszuforschen, tue, als ob Du Deinen Freund Martel entdecken wolltest. Du wirst vielleicht seine Adresse erfahren. Chick und ich werden seine Spur festhalten."

Am folgenden Tage bemühte sich Patsy, mit den Krankenpflegern bekannt zu werden, aber man beachtete ihn nicht. Er beschloß daher, die Gegend zu verlassen und verabschiedete sich geräuschvoll von allen Bekannten. Er ging sogar hin, um sich vom Doktor zu verabschieden.

Am Abend seiner Abreise stieg ein Mann von etwa vierzig Jahren aus dem Zug und ließ sich augenblicklich in die Klinik führen. Es war der neue Krankenpfleger, den man seit einigen Tagen erwartete.

II.

Zwei Wochen nach der Ankunft des neuen Krankenpflegers, der mit der Ueberwachung des zweiten

Des Schwarze Lied.

Von Jovan Dučić.

Das war, als sie die schönste und traurigste Frau war im dunklen Eurial: es war gewöhnlich an langen Tagen, in Gärten, wo Sonnenblumen ihr schmerzliches Heimweh lebten.

Als im Frühling die Schwalben in ihrer Nonnentracht aus schwarz-weißer Seide heimkehrten, sangen sie ihr eine dunkle Melodie vom Meere.

Sie sangen ihr gerne; denn sie liebte ihr wundersames Lied und gab ihnen auf ihrem schwarzen Handschuh kleine Körnchen, die von fernen Inseln stammten, damit sie ihr den ganzen Tag ein Lied nur sängen, — ein Lied vom Leid.

Doch als sie, zum erstenmal in weiße Seide gekleidet, mit zwei Myrtenzweigen in der Hand unter dem silbernen Marmorstein ausruhte, während oben die dunkle Zypresse hinrauschte in langem, schwarzem Rauschen, —

Da wünschte sie einen Refrain des Glücks zu vernehmen, — nur einen einzigen.

Aus dem Serbokroatischen
übertragen von Nikola Mirković.

Marienbad.

Von Vítězslav Nezval.

Die altertümliche Uhr von Porzellan
hat innen Licht gemacht und spielt die Ronde;
in den Krug auf unterirdischem Plan
strömen die Tränen der Marienmädchen im
Maiennonde.

Miramonte,
Torte von Schlagobers bereitet,
bei höfischen Menuetten verneigt euch als Contessa
und Conte,
Beethoven über die Orgel schreitet.

Und Goethe in schwarzem Rocke
ist dabei, Rotkäppchen zu folgen,
er schickt ihr eine schöne Elegie, der Kokotte,
durch einen Badeengel läßt er den Brief besorgen.

Weiße Sterne, Saisonpaläste,
wo der Fürst von Monako mit Engeln Federn
schliß bei süßem Schall,
John Bull sehnt sich nach Nizza-Festen
im Hotel Balmoral.

Riviera ohn Ufer, Schwan meines Landes,
der du singst bei jedem Gedenken,
sei glücklich und stirb nicht; deine Schäferinnen
flatternden Bandes
auf Böhmens süßen Fluren Schwärmer und
Exulanten lenken.

Schweifende Dichter, die nach dem Verglänzen
der Sonne welt-jenseitig innehielten im Abstieg
an diesen Orten,
und inmitten fremden Tanzes sammeln die dürren
Kränze
und das Oders von deinen versteinten Torten.

Aus dem Tschechischen von p. e.

Musik.

Von Ottokar Winicky.

Auf rauher Sorgenmatte
lag ich nachts wach,
bis ein Wind zerriß mein Dach.
Wo ist Wand, Balken und Latte?

Fremdling, deine Schuh sind bestaubt,
sitz her, daß deine Geige mein Haupt
beschatte!

Ich habe nie an so viele Blumen geglaubt.

Das bibliophile Kabinett.

Karl Klietsch, der Erfinder der Heliogravüre und des Rakeltiefdruckes.

Dir. Prof. Richard Niel (Wien).

Unter diesem Titel hat die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, VII., Westbahnstraße 25, mit Genehmigung der vorgesetzten Dienstbehörde ein nur in 500 Exemplaren hergestelltes Werk mit zahlreichen Tiefdruck-Illustrationen herausgegeben, dessen ganze Ausführung von Schülern der verschiedenen Schulabteilungen besorgt wurde. Nebenbei verfolgt das Werk auch einen edlen Zweck: Das Reinerträgnis fließt dem neugegründeten Schüler-Unterstützungsfonds für mittellose Schüler der Anstalt zu.

Vorstehendes Buch will am richtigsten als Biographie aufgefaßt werden. Wieviel wurde über Gutenberg, wieviel über Senefelder geschrieben! Und wie wenig authentisches Material besitzen wir, das sich auf diese beiden hervorragenden Pioniere der Graphik bezieht! Forscht man nach der Ursache, so ergibt sich, daß der große Fehler begangen wurde, nicht sofort nach dem Tode aus den nächsten Freundeskreisen Material zu sammeln; man ist sogar versucht, die Zeitgenossen dieser beiden Erfinder — auch bei anderen Erfindern trifft dies zu — zu beschuldigen, daß sie nicht fähig waren, den richtigen Wert dieser Erfindungen im allgemeinen und den der Erfinder im besonderen zu erkennen und einzuschätzen und alles sorgfältig zusammenzutragen, was mit der Erfindung und dem Erfinder nur irgendwie zusammenhängt.

Klietsch war ein unendlich verschwiegener Mensch. Seine Biographie ist daher von größter Wichtigkeit. Daß Professor Karl Albert von der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien mit der Zusammenstellung des Materials und der Redaktion dieser Biographie betraut wurde, hat seine guten Gründe: Professor Albert war nicht nur ein sehr guter persönlicher Freund von Klietsch, er ist auch mit den noch lebenden Freunden Klietsch' noch jetzt befreundet. Außerdem ging der technische Nachlaß Klietsch' fast vollkommen in den Besitz Alberts über. Daß Albert ein Spezialfachmann von besonderer Qualität ist, sei hier nur für jene angeführt, die es vielleicht noch nicht wissen.

Was den technischen Nachlaß Klietsch' betrifft, so befinden sich in demselben verschiedene photographische Raster für Tiefdruckzwecke, Farbendrucke, auch solche größten Formates, nach Oelgemälden u. v. a. Prof. Albert stiftete einen Teil dieses Nachlasses dem Chandler-Museum in New York, einen Teil der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt, den Rest behielt er für sich. Von den fünf Totenmasken Klietsch' besitzen je eine die beiden eben genannten Anstalten, die dritte Prof. Albert, die vierte die Johannesberger Maschinenfabrik.

Langwierige Korrespondenzen waren notwendig, bis in Wien, Ungarn und in der Tschechoslovakischen Republik all das Material zur Verfügung gestellt wurde, das, neben den unzähligen mündlichen Informationen, notwendig war, um dieses Buch so zu gestalten, wie es vorliegt.

Die Bedeutung Klietsch' kommt schon zum Ausdruck, wenn man nur auf den Rakeltiefdruck und seine bedeutenden Perspektiven — siehe Amerika — verweist. Man denke daran, welch ungeheuren Umschwung der Rakeltiefdruck dort auslöste.

Klietsch hat auch, was vielleicht nicht allgemein bekannt ist, das Linoleum-Inlaid erfunden. Man bezeichnet damit jene Linoleumsorten, deren Muster durch und durch gehen. Inlaid ist weltbekannt, der Erfinder wahrscheinlich nicht. Wenn auch diese Erfindung nicht in unser Fach einschlägt, so ist sie dennoch epochal.

Neben dem biographischen Wert dieses Buches kommt noch ein wichtiges Moment in Betracht. Diesem Buche ist es nämlich vorbehalten, in historisch einwandfreier Weise auf Grund persönlicher Sicherheiten festzulegen, wer der Erfinder des Rakeltiefdruckes eigentlich ist und den besonders in Frankreich und Deutschland verbreiteten Irrtum (Dr. Mertens, Dr. Nefsen) aufzuklären.

Wenden wir uns jetzt dem Buche selbst zu und betrachten wir den in zwei Farben in Offset-Irisdruck hergestellten Ueberzug der Einbanddecke, so gefällt uns die Harmonie mit dem schwarzen Beschnitt an der Kopfseite des Buches. Als Ueberzugpapier der Decke wurde gewöhnliches Packpapier verwendet.

Das Innere des Buches entspricht in graphischer Hinsicht allen Anforderungen, die wir an ein schönes Buch stellen. Insbesondere sind die 25 Tafeln, die sich zwischen den Textseiten befinden, von hervorragender Qualität. Ich möchte jedoch folgendes betonen: Der Beschauer des Buches wird es für selbstverständlich finden, daß diese Tafeln „so" aussehen. Im vorliegenden Falle war es keine leichte Aufgabe, verblaßte, alte, zerknitterte Photographien, die teilweise erst vergrößert werden mußten, zu Bildern umzuformen. So einfach manches dieser Bilder aussieht, für die Schüler der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt waren es harte Nüsse, die zu knacken waren. Ich will auch gleich hier mit dem größten Lob herschwenderisch sein. Sehr wertvoll macht das Buch der nach Seite 22 eingeschobene Handkupferdruck, der von einer im Besitz der Anstalt sich befindenden Original-Heliogravüreätzung Klietsch' hergestellt wurde. Die übrigen Tafeln sind in Rakeltiefdruck hergestellt.

Betrachtet man die Gemälde Klietsch', so wird man an denselben auffallend bemerken, wie genau alle Details, jener Zeit entsprechend, ausgearbeitet sind; aus diesem liebevollen Ausarbeiten möge man aber auch entnehmen, welch auf der Höhe der Zeit stehender Photograph Klietsch war.

Den Inhalt des Textes betreffend, will ich nur verraten, daß der Lebenslauf Klietsch' von der Geburt bis zum Tode lückenlos und in fesselnder Weise geschildert wird.

Klietsch schrieb nie über seine Tätigkeit, nichts über seine Erfindungen. Die einzige kurze Beschreibung des Heliogravürprozesses hat Klietsch auf kleinen Zettelchen für seinen Neffen eigenhändig aufgeschrieben. Der Inhalt dieser historisch wertvollen Blättchen ist in dem Buche wörtlich wiedergegeben.

Die Tschechoslovakische Republik bemüht sich, das Andenken dieses Dritten der Klassiker, der Hoch- und Flachdruckklassiker wurde einleitend gedacht, des Tiefdruckklassikers Karl Klietsch durch Errichtung eines Klietsch-Museums der Nachwelt zu erhalten.

Was schließlich den Preis dieses äußerst interessanten und schönen Buches (25 Schilling) betrifft, so ist dieser in Anbetracht des wohltätigen Zweckes fabelhaft niedrig zu nennen, um so mehr, als die kleine Auflage bald vergriffen sein und Seltenheitswert bekommen dürfte.

Eine Ausstellung tschechoslovakischer Buchkunst veranstaltet das Ministerium für Schulwesen und Volksaufklärung im Rahmen der heurigen internationalen Buchmesse in Florenz.

*

Der Ueberfluß der bibliophilen Drucke fängt an, den tschechischen Bibliophilen selbst zu Beschwerden Anlaß zu bieten. Allwöchentlich taucht eine neue Sammlung unter den seltsamsten Benennungen auf. Es handelt sich vielfach um Unternehmungen ohne literarisches, künstlerisches, noch verlegerisches Programm und Profil. Schamlos wird kopiert und nur durch Leimruten (Radierung, Handpapier, geringe Auflagenzahl, jedes Exemplar von A bis Z unterzeichnet) werden Sammler und unkritische Käufer angelockt. Das Uebermaß der solchermaßen publizierten Bibliophilien schwächt den Boden für das tschechische schöne Buch und beschleunigt den Ausbruch einer Krise. Analogien brauchen nicht allzuweit gesucht zu werden. Der Ausschuß des Vereines der tschechischen Bibliophilen hat sich mit dieser Frage bereits befaßt.

*

Bibliofil, eine dem schönen Buche gewidmete Zeitschrift, die vom **Grafický klub** in Brünn herausgegeben wurde, ist mit ihrem fünften Jahrgang eingegangen. Der Herausgeber hatte bereits namhafte Opfer gebracht, trotzdem vermochte das Blatt seine Existenz nicht zu behaupten. Auch Bradáčs „**Knihomol**" (Der Bücherwurm), eine weitere Bibliophilenzeitschrift, wird aufhören zu erscheinen, seit mehr als einem Jahre ist keine neue Nummer mehr erschienen. So wird denn von drei Bibliophilen-Zeitschriften einzig die „**Vitrinka**" bleiben. Drei solcher Zeitschriften bedeuteten für die tschechische Bibliophilie denn doch einen Luxus.

*

Die Elemente der Morris-Schrift. Im South-Kensington-Museum sind fünffache photographische Vergrößerungen der Schriften ausgestellt, die W. Morris als Vorlage für die Zeichnung seiner drei Typen gedient haben. Die Elemente seiner Golden Type sind die Schriften von Johannes Numeister (Foligno 1470), Vendelin Speyer (Spiro), Venedig, Plinius Secundus (Jenson, Venedig 1476), Leonardo Bruni, Historia Florentina (Jacobus Rubens, Venedig 1476), Hypnerotomachia Poliphili (Aldus, Venedig 1499), Psalmi Isingrini (Basel 1556) für die Chancer und Troy-Type: Peter Schöffer (Mainz etwa 1462), Günther Zainer (Augsburg 1472), Johannes Schüßler (Augsburg 1472) und Geerit Leen (Antwerpen 1486). Nkt.

Stockwerks betraut worden war, hielt ein langes Auto amerikanischer Herkunft im Hofe der Klinik. Es war mitten im Monat August und die Hitze war drückend. Der Chauffeur, ein Neger, brachte seinen Wagen vor dem Tor zum Stehen und vergaß den Motor auszuschalten. Er drückte die Hand des Portiers und trat, begleitet vom Sohn desselben, ins Haus.

Einige Augenblicke später öffnete sich ein Fenster im zweiten Stockwerk, aber es wurde wieder geschlossen, dann öffnete es sich abermals, dann wurde es wiederum geschlossen. Bald darauf setzten sich zwei Landstreicher mit dem Rücken zur Wand auf die Böschung und begannen zu essen und zu trinken. Sie schienen das große Haus aufmerksam zu beobachten.

Der Automobilist beeilte sich, dem Direktor der Klinik sein Kompliment zu machen und den Krankenwärtern die Hand zu drücken. Die Kranken begannen sich für ihre tägliche Fußballpartie anzukleiden.

„Wer ist der Kerl?" fragte der, welchen die Wärter Albert nannten, als er den Wärter aus dem zweiten Stockwerk kommen sah.

„Ein Neuer."

Albert musterte den Ankömmling und lächelte.

Die Irren schienen merkwürdig lustig. Einer von ihnen wiederholte: „Die Sonne scheint, die Sonne scheint, Sonne scheint, ..." als ob er singen würde, dann blieb er stehen und lachte.

Die Partie begann. Albert erhielt die Erlaubnis mitzuspielen. In diesem Moment, knapp nach Beginn des Spiels, geriet alles durcheinander und das Drama nahm seinen Lauf.

Albert rannte, stürzte und zog im Fallen den neuen Wärter mit sich. Der Wärter konnte nicht einen Schrei unterdrücken, einen gellenden Schrei, wie der eines Verwundeten. Er hob seine blutüberströmte Hand empor.

Die Irren begannen zu brüllen und stürzten sich auf die ineinander verkrampften Spieler. Der Herkules, der einen Rock säumte, stieß mit heftigen Faustschlägen um sich. Verwirrt feuerte der Wärter einen Revolverschuß ab. Die zwei Landstreicher, Revolver in der Hand, erstürmen die Mauer.

Die Kranken lachten, brüllten. Einige eilten auf die Eintretenden zu, die Schüsse abfeuerten. Als man die Kämpfenden endlich auseinanderreißen konnte, sanken fünf Männer ernstlich verletzt zu Boden.

Der Wärter war erwürgt worden.

Albert Martel, der frühere Angestellte, war verschwunden. Man nimmt an, daß er in der Verwirrung zu seinem Wagen gelaufen und fortgefahren ist. Die beiden Landstreicher erhielten mehrere Kugeln in den Kopf. Sie starben einige Stunden später, ohne das Bewußtsein erlangt zu haben. Als man die Leichen wusch, bemerkte man, daß der Wärter und die Landstreicher Perücken trugen.

Anläßlich dieser Entdeckung geschah es, daß man Nick Carter, seinen Kusin Chick und Patsy Murphy erkannte.

III.

Gegen sieben Uhr abends schrie man auf den Boulevards:

Der Tod des Nick Carter!

Ein Neger mit verbundener Hand kaufte ein Journal und zahlte mit einem Hunderifrankschein. „Behalten Sie das Kleingeld," sagte er.

Aus dem Französischen von Grete Reiner.

SCHACH

Geleitet von Dr. Zd. Mach

Nr. 10. 4. III. 1928.

Aufgabe Nr. 865.
(Erstabdruck.)
(Aus dem II. intern. Problemturnier der „Prager Presse" 1927.)
Motto: „Taten, nicht Worte".
K. ERLIN & O. NEMO, Wien.
Schwarz: Ke6, Th3, Sd6, Ba5, e7, f3, g4 (7).

Weiß: Ka2, Df2, Tb3, La8, h2, Se5, g3, Bf4, g5 (9).
Weiß setzt in 3 Zügen matt.

* *

Aufgabe Nr. 866.
(Erstabdruck.)
(Aus dem II. intern. Problemturnier der „Prager Presse" 1927.)
Motto: „Synthese".
C. WEYDING, Barmen.
Schwarz: Kc2, La8, c1, Sa5 (4).

Weiß: Ke2, Db6, Tf5, Le5, Ba2, c4, c6, d5, f3 (9).
Weiß setzt in 3 Zügen matt.

Partie Nr. 517.
Gespielt in der II. Runde des Dobrusky-Memorials in Prag am 6. November 1927.

Caro-Kann-Eröffnung.

Weiß: Karel Hromádka. (Schachklub Praha VIII.)	Schwarz: Karel Opočenský. (Schachklub Nusle.)
1. e2—e4	c7—c6
2. d2—d4	d7—d5
3. Sb1—c3	d5×e4
4. Sc3×e4	Sg8—f6
5. Se4—g3	h7—h5
6. h2—h4	e7—e5
7. d4×e5	Dd8×d1†
8. Ke1×d1	Sf6—g4
9. Sg1—h3	Sb8—d7
10. f2—f4[1])	Sd7—c5
11. b2—b4	Sc5 a4
12. Lc1—d2	Lf8—e7
13. Sg3—e4	Lc8—f5[2])
14. Lf1—d3	Sa4—b2†
15. Kd1—e2	Sb2×d3
16. c2×d3	Ta8—d8
17. Ld2—c3[3])	f7—f6
18. Sh3—f2	f6×e5
19. f4×e5	0—0
20. Sf2×g4	Lf5×g4†
21. Ke2—e3	Tf8—f7
22. Ta1—b1	a7—a6
23. a2—a4[4])	Td8—f8
24. Lc3—d4[5])	Lg4—e6
25. Ld4—c5	Le6—d5
26. Lc5×e7[6])	Tf7×e7
27. d3—d4	Te7—f7!
28. Tb1—b2	Ld5×e4
29. Ke3×e4	Tf7—f4†
30. Ke4—e3	Tf4—g4
31. b4—b5	a6×b5
32. a4×b5	Tf8—f4!
33. b5×c6	Tf4—e4†
34. Ke3—f3	Tg4—f4†
35. Kf3—g3	b7×c6
36. Th1—c1	Tf4—g4†
37. Kg3—f2	Tg4—f4†
38. Kf2—g3	

Remis.

[1]) Auch 10. e5—e6 wäre sehr stark.
[2]) Zweckmäßiger wäre 13 . . . Lc8—e6, worauf ich vielleicht als beste Fortsetzung 14. Sh3—f2, Le6—d5, 15. Sf2×g4, h5×g4, 16. Se4—f2 usw. hätte.
[3]) Weiß hat nach dieser Festigung seiner Position um einen Bauern mehr, es gelingt ihm jedoch nicht, dieses Uebergewicht zur Geltung zu bringen.
[4]) Mit diesem und dem künftigen Zuge verlasse ich den rechten, zum Siege führenden Weg (Lc3—c1—g3).
[5]) 24. b4—b5 wäre viel besser.
[6]) 26. Se4—g5 wäre nicht zu empfehlen wegen 26 . . . Tf7—f5, wäre aber vielleicht doch noch besser als der Textzug, der es Schwarz ermöglicht, das Spiel bald auszugleichen.

Karel Hromádka
für die „Prager Presse".

Lösung der Aufgabe Nr. 859.
Dr. Gilbert Dobbs.
Weiß: Kh3, Le3, g2, Sd2, d4, Bc5, f2, g5 (8).
Schwarz: Ke5, Tb5, La6, d8, Bb4, b7, e4, e6 (8).
Matt in 3 Zügen.
1. Sd4—e2, Ld8×g5, 2. Le3—d4+, K bel., 3. Lg2×e4, Matt; 1 . . . A.) Tb5×c5, 2. Le3—f4+, K bel. 3. Lg2×e4 Matt; 1 . . . B.) Tb5—a5 (bel.), 2. Lg2×e4, La6×e2, 3. f2—f4 Matt (2 . . . Ld8×g5, 3. Le3—d4 Matt; 2 . . . Ta5×c5, 3. Le3—f4 Matt); 1 . . . C.) Kbel., 2. Lg2×e4+ usw.